

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 60 (2004)
Heft: 5

Artikel: Lebenslänglich fremdsprachig
Autor: Gloor, Beat
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421858>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lebenslänglich fremdsprachig

Von Beat Gloor

Auf der ersten Seite von «Matto regiert» bekommt Wachtmeister Studer vom kantonalen Polizeidirektor zu hören, er sei ein *Tubel* und solle besser *lose*. Ausgerechnet von diesem *Würschtli!* Dafür wird der alte *Schroter* dann von der Frau Doktor Laduner entschädigt, die ihm das *Zmorge parat macht* und ihn anweist, er solle *mache nume wie diheime*.

Wie charmant Helvetismen sein können, zeigt uns Friedrich Glauser in seinen Romanen. Aber wenn *das Bleistift einen Spitz* bekommt und die *Spritzkanne im Ecken* steht, wenn Hebi auf dem Weg zum *gogen Posten voll in den Glunggen getrampt* ist, dann hat das mit *Scharm* nichts mehr zu tun, sondern das eigentlich *Schade* daran ist dann, dass nicht mehr *mit*, sondern *über* den gelacht wird, wo schreibt.

Unsere sechste Landessprache

Über das Hochdeutsch von Kindern, die Wort für Wort aus dem Dialekt übersetzen, haben wir schon viel gelacht. Umgekehrt ist auch das Schweizerdeutsch von Politikern Grund zur Fröhlichkeit, die Wort für Wort aus dem Hochdeutschen übersetzen. Es gibt neben den vier offiziellen Sprachen und dem inoffiziellen Schwizerdütsch tatsächlich noch eine sechste Landessprache, die vor allem von Rednerpulten herab gesprochen wird und die etwa so klingt: «Euse Wohlstand droht verlore z go, wenn nid alles i eusere Macht Stehendi to wird, de vom Bankrott bedrohti Mittelstand z stärke.»

Sobald der Schweizer eine Bühne betritt, vergisst er, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Dann spricht er eine Sprache, die vom Hochdeutschen etwa gleich weit entfernt ist wie vom Dialekt. Sie kommt so zustande: Der Redner hat auf Hochdeutsch aufgeschrieben, was er sagen will. Da er aber Schweizerdeutsch reden will, kann er das Manuskript nicht einfach ablesen, und weil er nicht geübt hat, übersetzt er aus dem Stegreif in den Dialekt. Diese Wort-für-Wort-Übersetzung belässt Satzbau und Grammatik unverändert, und so kommt es, dass durch manche urchige 1.-August-Rede ein hochdeutsches Sprachgerippe durchschimmert: «Denn nid wohr, mini liebe Mitbürgerin und Mitbürger, das isch es Fernziil, a desse Verwirklichung z arbeite d Ufgab vonere kommende Generation sii wird.»

Das «hohe» Deutsch

Als Kinder mussten wir in der Schule lernen, unsere schweizerdeutschen Gedanken in ein gutes, richtiges, «hohes» Deutsch zu übersetzen. Diese Fähigkeit gehört für die meisten Erwachsenen zur geistigen Infrastruktur. Aber sobald wir das Aufgeschriebene im Dialekt wiedergeben wollen, sind wir wieder fremdsprachig. Die Schriftsprache ist uns so in Fleisch und Blut übergegangen, dass wir nur mit Mühe wieder zurückbuchstabieren können. *Europa fürchtet die gelbe Gefahr* wird instant mit *Europa fürchtet die gäli Gfohr* übersetzt – statt mit *Europa het Angscht vor de Chinese*. Ausdrücke wie *in der Tat* oder *über den Tag hinaus* müssten umschrieben werden – zum Beispiel mit *würkli* beziehungsweise *au morn no*. Und obwohl die Konstruktion *um zu* hierzulande nicht existiert, landet der Redner automatisch bei: «Zerscht mached si Versprächige, nur um si soglich z widerrüefe!»

Wenn wir Schweizer etwas aufschreiben, dann schreiben wir nicht einfach unseren Gedanken auf, wie wir ihn gehabt haben – wir müssen ihn zuerst übersetzen. Und wie alles Übersetzte zunächst fremd und geheimnisvoll schimmert, hat sich auch die geschriebene Fassung des Gedankens leicht erhöht – kaum ist er noch als der eigene zu erkennen. Das schafft Distanz.

Die Sprache, in der man keine Fehler machen kann

Wir haben ein distanzierendes Verhältnis zum Hochdeutschen. Das kommt nicht nur von der Mischung aus Neid und Angst vor dem «grossen Kanton» im Norden, sondern auch daher, dass das Erlernen der Hochsprache zusammenfällt mit dem Eintritt in die Schule, wo es auf einmal um Leistung geht, auch in der Sprache. Mit sieben mussten wir auf einmal aufpassen (oder sagt man: *Acht geben?*), was wir sagten – und vor allem, *wie* wir es sagten.

Wir haben früh gelernt, unsere Gefühle und Geschichten von der Muttersprache in eine andere, ein wenig fremde Sprache zu übersetzen. In dieser Halbfremdsprache wurden wir später auch geprüft und getadelt. Umgekehrt erscheint uns der Dialekt als Sprache der Freizeit und der Gefühle. Es gibt keine schweizerdeutsche Rechtschreibung und keine Grammatik. Schweizerdeutsch ist eine Sprache, in der man keine Fehler machen kann. Ja gibts denn das? Wir haben auch keinen Genitiv. Statt *Helgas Auto* sagen wir *de Helga ihres Auto* oder *s Auto vo de Helga*. Und wir haben kein Imperfekt. Statt *es war einmal ...* sagen wir: *Es isch emol en chliine Frosch gsi ...*

Frisch – Dürrenmatt – Scholz

Das Schweizerdeutsche ist zum mündlichen Gebrauch bestimmt und weniger ausgefeilt als die Schriftsprache. Zudem haben wir vor allem in den tiefen Tälern der Alpen nicht jede Lautverschiebung mitgemacht und sprechen noch immer ein Hochalemannisch mit zahlreichen Zisch- und Kratzlauten, das oft auch als *Halskrankheit* bezeichnet wird. Für Max Frisch war die Mundart «eine Bauernsprache, in der wir uns nicht viel zu sagen haben». Friedrich Dürrenmatt dagegen hatte keine Angst vor Helvetismen: «Diese Furcht ist dummes Zeug. Es gibt kein akademisches Deutsch, das für Schriftsteller verbindlich wäre. Das Deutsche ist keine abgeschlossene Sprache, es entsteht immer wieder neu, und wir haben das Recht, es immer wieder neu erstehen zu lassen.»

Christian Scholz ist in Schweden geboren, in Deutschland aufgewachsen und seit 1980 in der Schweiz zu Hause – oder eben: *daheim*. Er hat den Schweizern zugehört und schon drei Bände mit «Schweizer Wörtern» präsentiert. *Hoi, verwütsche, töggele, Böögg, schüüch* oder *zruggbuechstabiere* werden erklärt und auf ihre Bedeutungen abgeklopft. Aber Scholz beleuchtet auch die Realität hinter den Wörtern, und zwar mit einem überraschend liebevollen Blick. Sogar die Löcher fallen ihm auf – zum Beispiel, dass es kein Wort für *loben* gibt.

Er nimmt uns mit ins Zürcher Tram. Linie 4: Gahsch ga dänse? Linie 5: Gopfridstutz, mach uf! Linie 6: Äxgüsi ... Linie 14: Üetliberg hell. Er berichtet vom Mann, der nichts so sexy findet wie eine Frau, die Baseldeutsch spricht – und von der Frau, die angefaucht wird, weil sie nach dem dritten Glas in den Dialekt ihrer Jugend zurückfällt. Und noch etwas bemerkt er: dass sich viele Schweizer Literaten hüten vor der Mundart.

Scholz spricht selber kein Schwizerdütsch. Die Schweizer würden es merken und es ihm vielleicht übel nehmen. Er nähert sich vorsichtig. Er botanisiert, etymologisiert und archiviert. Er riecht, schmeckt, kostet, genießt, aber er nimmt nicht teil. Er geht so distanziert vor wie ein Schweizer, der auch nicht von *Freunden* spricht, sondern vom *Kollegenkreis*. Das Wort *Freundschaft* engt vermutlich die Freiräume zu sehr ein.

Friedrich Glauser: *Matto regiert*. Verlag Arche
Christian Scholz: *Schweizer Wörter*, Nimbus 1998; *Neue Schweizer Wörter*, Huber 2001; *Wörterland – Unterwegs in der Schweizer Mundart*, Huber 2003.

Der Goethe het jo au uf Schwizerdütsch gedichtet

Uf em Bergli
Bin i gesässe,
Ha de Vögle
Zugeschaut;
Hänt gesunge
Hänt gesprunge,
Hänt s Nästli
Gebaut.

wo chiemte mer hi?

vom kurt marti

wo chiemte mer hii
wenn alli seite
wo chiemte mer hii
u niemer giengti
für einisch z luege
wohi dass me chiem
we me gieng

O-Ton Neuhaus

Casanova beklagte sich 1760 bitter über die Frauen, mit denen ihn seine Kuppelrin in Zürich versorgte: «Ich muss sagen, ich vergnügte mich sehr schlecht, denn die Mädchen sprachen nur das grobe Schweizerdeutsch. Ohne die Sprache aber vermindert sich das Vergnügen an der Liebe um mindestens zwei Drittel.»

wo kämen wir hin?

von kurt marti

wo kämen wir hin
wenn alle sagen würden
wo kämen wir hin
und niemand würde gehen
um einmal nachzusehen
wohin man käme
wenn man gehen würde

(Übertragung von Beat Gloor)